

nachten nach dem Titusbrief von der „Güte und der Menschenfreundlichkeit Gottes“ predigen, die unter uns erschienen ist, so müßten sie wohl auch über diese Irrungen und Wirrungen sprechen, denn ihre Entflechtung ist Voraussetzung dafür, daß diese Menschenfreundlichkeit überhaupt wieder verstanden und wahrgenommen wird.

Sie sollten es um so mehr tun, als an diesen Tagen mehr Leute vor ihren Kanzeln sitzen und stehen als sonst und weil viele von ihnen jetzt noch mehr Fragen, Beklemmungen und Unsicherheiten, auch Gewissensbisse mit sich herumschleppen als noch in den letzten Jahren. Nicht weil wir erbärmlichere Kreaturen geworden wären, als wir sonst sind, sondern weil uns wieder etwas deutlicher aufgegangen ist, wie sehr wir Fehler machen, wie gerne wir Verantwortung und Schuld abweisen und auf andere, auf den Nächsten, auf die „Gesellschaft“ übertragen, die dann doch auf uns alle zurückschlägt. Und vielleicht können an den Feiertagen, wo Eltern, Kinder und Heranwachsende mehr füreinander Zeit haben als sonst, auch die Familien diese Zeit zwangloser als sonst dazu nutzen, um gemeinsam über das gemeinsam verursachte ethische Vakuum, seine Folgen und seine Heilmittel nachzudenken. Vielleicht stellt

sich dann heraus, daß der Generationenkonflikt gar nicht so zwingend ist, wie er vielfach dargestellt wird. Man könnte sich ja auch über gemeinsame Unsicherheiten entzweit haben. Es erscheint mir wichtig, daß gerade im christlichen Raum (aber nicht nur für diesen, sondern *im Blick auf die Gesamtgesellschaft*) über das sittliche Soll und Haben in unserer Gesellschaft gesprochen wird. Denn erstens herrscht hier genauso große Unsicherheit und Verklemmung wie in anderen Räumen; zweitens bin ich gar nicht der Meinung des eingangs zitierten Artikels der „FAZ“, es sei gleichgültig, ob die Gebote, zu denen wir uns in unserem Zusammenleben bekennen (sollen), göttlich sind oder nicht, und daß man den Streit darüber ruhigeren Zeiten überlassen kann. Alle Besinnung auf ethische Grundlagen wird brüchig bleiben, wenn ihr nicht genügend religiöse Motivation zuwächst. Damit ist weder gesagt, daß sich nicht auch Religion sehr unsittlich gebärden kann noch daß nur der religiöse Mensch sittlich ausreichend fest gegründet sein könne. Das wäre christliche Anmaßung. Aber religiöse, christliche Motive und Impulse wirken auch über Christen und „Religiöse“ hinaus. Werden diese Impulse nicht vermittelt, darbt auch das sittliche Gefüge der Gesellschaft.

D. A. Seeber

## Vorgänge

### Neue Diskussionen über den Zölibat

Der Zölibat ist seit längerer Zeit nicht mehr in den Schlagzeilen. Auf der letzten Bischofssynode wurde er selbst unter dem Aspekt der Ordination verheirateter Männer nicht mehr angesprochen. Auf den vorausgegangenen Synoden war zwar die Problematik niemals offen diskutiert, aber verschiedene Aspekte des Zölibats, u. a. eben auch die Ordination verheirateter Männer, wenigstens indirekt zur Sprache gebracht worden. Daß dieses Thema dennoch aktuell bleibt, kann man Gesprächen mit pastoral verantwortlichen Klerikern und selbst einzelnen Bischöfen entnehmen, die ihrerseits zu bedenken geben, daß die Verbindung von Amt und Zölibat im heutigen Sinn in zehn bis fünfzehn Jahren schon aufgrund des weiterwirkenden, die Seelsorge gefährdenden Priestermangels nicht mehr bestehen dürfte.

Symptomatisch für die halb offene, halb unterdrückte Gesprächssituation ist ein Vorgang, der sich in zwei neuen Nummern der „Stimmen der Zeit“ niedergeschlagen hat. Im Septemberheft (S. 635 ff.) meldete sich der emeritierte Münchner Moralthologe Professor *Richard Egenter* mit der Feststellung zu Wort, das Zölibatsgesetz für katholische Priester gehöre „zu den Themen, die wegen ihrer existentiellen Bedeutung immer wieder ins Bewußtsein gerufen werden müssen, gelegen oder ungelegen, auch im Hinblick auf Menschen, die man verehrt, auf kirchliche Amtsträger, deren Autorität man bejaht“. Egenter plädiert für einen „klugen, allmählichen“ Abbau des Priesterzölibats. Im Novemberheft (S. 781 ff.) veröffentlichte die Redaktion auf Bitten des bischöflichen Autors eine Antwort in Form eines offenen Briefes von Kardinal *Joseph*

*Ratzinger*, in dem der Kardinal dem als Professor und als Seelsorger hoch angesehenen Moralthologen zwar für die noble Sachlichkeit dankte, mit der er die Argumente gegen den Zölibat vorgetragen habe, aber nachdrücklich u. a. mit dem Argument widersprach: Wie solle sich heute ein junger Mensch für das eschatologische Abenteuer des Zölibats entscheiden können, wenn die Kirche selbst nicht mehr zu wissen scheine, „ob sie noch wollen solle“? Wie brisant das Thema weiterhin ist, belegen auch Ausführungen von *Karl Rahner* im gleichen Novemberheft der „Stimmen der Zeit“, in dem Rahner im Anschluß an einen Beitrag über „Pastorale Dienste und Gemeindeleitung“ (S. 733–743) zum Zölibatsthema bemerkt: Die Sorge um einen genügend zahlreichen Seelsorgeklerus sei „eine Verpflichtung, die als göttliches Recht auf der Kirche liegt, eine Verpflichtung, die im Konfliktfall das legitime Bestreben der Kirche nach einem zölibatären Seelsorgeklerus überbietet“.

Rahner erinnert dabei ausdrücklich an eigene Ausführungen vor 10 Jahren in „Geist und Leben“ (1967, S. 128), in denen er den Zölibat mit Nachdruck verteidigt, aber dennoch festgestellt hatte: Wenn die Kirche faktisch überall oder in bestimmten Gebieten einen genügend zahlreichen Klerus nicht mehr finden könne, außer unter Verzicht auf den Zölibat, dann müsse sie auf diesen verzichten. Der heutige Kommentar Rahners dazu: „Die Stimmen mehren sich, die die Überzeugung aussprechen, daß dieser Konfliktfall heute für Europa gegeben sei.“

## Die Argumente Egenters

Dieser Feststellung Rahners entspricht Egenters Grundüberzeugung zum Thema, die er fast sinngleich formuliert: „Weil wir von Gott ‚bestimmt sind, das Heil zu erwerben‘ (Hebr 1,14), muß dieses Heil des Menschen den obersten, unbedingt verpflichtenden Maßstab für alle kirchliche Gesetzgebung abgeben.“ Und parallel zu Rahner, aber schärfer im Blick auf die konkrete Anwendung zieht Egenter die Folgerung: „Nach unserer Überzeugung fordert heute die höchste Norm in der Kirche den ... Abbau des Priesterzölibats.“

Egenter führt dafür zwei Reihen von Argumenten an: die eine bezieht er auf das Heil der Priester selbst, die andere auf das Heil des Kirchenvolkes. Im Blick auf *das Heil der Priester selbst* betont Egenter, für ein menschlich fruchtbares eheloses Leben bedürfe der Priester wie alle Christen eines persönlichen Charismas. Die (im kirchlichen Bereich oft vertretene und gehörte) These, ein solches sei mit der Annahme des Priesterkandidaten durch den Bischof gegeben bzw. dokumentiert, lasse sich weder aus der Schrift noch aus der frühchristlichen Tradition, noch aus der Erfahrung des kirchlichen Lebens begründen. Dieses Charisma sei offensichtlich nicht die Regel. Beweise dafür seien die anderslaufende Praxis der sonst durchaus traditionsgebundenen Ostkirche und die „erheblichen Schwierigkeiten, welche die Durchsetzung des Zöli-

batsgesetzes in der römischen Kirche aller Jahrhunderte bereitet hat“. Gegen dieselbe These sprächen auch die Verfehlungen gegen den Pflichtzölibat, „deren Zahl nach dem Urteil Erfahrener nicht gering ist, wenn sie auch nicht immer offen zutage treten“. Psychologische Erkenntnisse machen heute überdies aufmerksam auf mancherlei Verklemmungen von Zölibatären, die zu denken geben, von psychologischer und leicht auch moralischer Egozentrik bis zu neurotischen Störungen, die sich in der Seelsorge verhängnisvoll auswirkten. Egenter verweist auch auf die heute positivere Bewertung der Sexualität als eine Bestimmtheit des ganzen Lebens, ohne deren Bewältigung es nicht zur notwendigen leiblich-seelisch-geistigen Reife komme; eine Bewertung, die sich auf ihre Weise auch die Kirche zu eigen mache. Über die Massenmedien, aber auch über feinere Kanäle wirke „die geistige bzw. ungeistige Atmosphäre der Gegenwart und in ihr die hohe Bewertung, aber auch die Gefährdung der Geschlechtlichkeit auf das Menschsein des Priesters ein“. In der Regel – so Egenter – dürfte heute die Ehe Rahmen, Nährboden und wertvolle Impulse für eine produktive Reife bieten, die auch für einen erheblichen Teil des Klerus heilsbedeutsam sei. In diesem Sinne könne ein gediegenes Familienleben des Seelsorgers auch eine Ermunterung und Wegweisung in der heutigen Krise der Ehe sein.

Schwerer wiegen für Egenter aber die Gründe, die sich auf *das Heil des Kirchenvolkes* beziehen: Der steigende Priestermangel fordert „geradezu gebieterisch“ eine Lockerung des Pflichtzölibats. Die Gemeinde hat ein striktes Recht auf den priesterlichen Vorsteher ihrer Eucharistie und auf den priesterlichen Gemeindeleiter. Angesichts dieses Rechts hätten alle Ermessens-, Opportunitäts- und Konvenienzgründe der kirchlichen Verwaltung (leichtere Verwendbarkeit eheloser Priester, finanzielle Probleme, Schwierigkeiten mit Priesterehen usw.) zurückzutreten. Egenter ist der Meinung, daß die notwendig gewordene Heranziehung von Laien

auch zu Diensten, die traditionell von Priestern geleistet werden, sich negativ auf den Begriff und das Bild des Priesters auswirken werde und dieses verundeutliche. Einerseits werde der Priesterberuf dadurch an öffentlicher Anziehungskraft noch mehr verlieren, andererseits müsse sich der unbefangene Beobachter fragen, warum man die Ordination von seelsorglich erfolgreich arbeitenden Laien unbedingt von der Ehelosigkeit abhängig machen müsse. Schließlich unterstreicht Egenter die Schwierigkeiten, den Zölibat in der Öffentlichkeit glaubhaft machen zu können, da Verfehlungen heute leichter bekannt würden und die Rücktritte von Priestern aus Zölibatsgründen eher neuen Verdächtigungen Vorschub leisten würden. Umgekehrt sei die Bevölkerung heute durchaus bereit, den verheirateten Priester zu akzeptieren, während andererseits zu befürchten sei, „daß unter den gegebenen Umständen der Pflichtzölibat leicht zu einer negativen Auslese beim Priesternachwuchs führen kann“.

## Die Entgegnung Kardinal Ratzingers

Ratzinger geht in seiner Erwiderung nicht auf die ganze Kette von Argumenten ein, die von Egenter vorgetragen werden. Er widerspricht diesem vorwiegend in drei Punkten. Egenter geht davon aus, daß der Pflichtzölibat auch auf *freiwilliger Basis* eine Zukunft habe; dem widerspricht Ratzinger unter Hinweis auf historische Parallelen entschieden. Die Frage sei bereits in der Aufklärungszeit „ausgiebig und mit einem klaren Ergebnis durchgespielt worden“. Er zitiert dazu aus der bekannten Monographie von Paul Picard (Düsseldorf 1975), der zu dem Ergebnis kommt: daß der Weltpriesterzölibat partiell zu verwirklichen sei, finde in der bisherigen geschichtlichen Erfahrung keine Stütze. Insofern stelle sich heute die gleiche Frage wie vor 150 Jahren, ob der freigestellte Zölibat mehr sein könne als eine Übergangslösung (Picard, S. 382). Im übrigen habe die Geschichte der Kirche auch die Prognose von Melanchthon in CA XXII widerlegt, daß der Kirche

künftig wegen des Verbotes der Ehe es an Priestern fehlen würde: eine erneuerte Kirche, die jungen Menschen wieder Zuversicht und Glaubenskraft geben konnte, habe diese Prognose schnell Lügen gestraft. Entscheidend für Ratzinger ist aber, daß der institutionalisierte Zölibat als private Entscheidung „seinen wesentlichen theologischen Gehalt und seine entscheidende persönliche Fundierung“ verliere, denn dann höre er ja auf, ein von der Kirche getragenes Zeichen zu sein und werde zur „privaten Absonderlichkeit“.

Widerspruch meldet Ratzinger auch zum Verständnis des Zölibats als *Charisma* an, wie es Egenter vorträgt. Egenter, so meint Ratzinger, verstehe das Charisma zu sehr als naturales denn als kirchliches Ereignis. Das Charisma der Ehelosigkeit bedeute nicht einfach etwas, was da ist oder was nicht da ist, sondern „daß mir im Ringen mit dem Herrn und mit mir selbst, im Mitglauben und Mitleben mit der Kirche, im Getragenwerden durch die Menschen in ihr, ihr Gebet, ihr Wort, ihr Dienen und Leiden die Kraft wird, mich einem Ruf zur Verfügung zu stellen, der mir zugemessen ist, und diesen Ruf in allen seinen Dimensionen zu bestehen, in ihn hineinzureifen ... durch Abstiege und Aufstiege ... wie es dem Vorgang des Reifens wesentlich ist“. Ratzingers These zum aktuellen Problem des Priesternachwuchses: daß es heute weniger „Berufungen“ gebe als in früheren Generationen, liege doch nicht daran, „daß Gott sich weniger um die Kirche kümmert oder daß er sich anderes ausgedacht hat, sondern daran, daß die Kirche müde geworden ist und ihm keinen Einlaß gewährt“. Schließlich widerspricht Ratzinger Egenters Kennzeichnung des Verhältnisses von Priesterzölibat und Ehe. Gewiß sei der Zölibat heute schwerer zu halten als noch vor 50 Jahren, aber auch die Ehe könne nur im Widerstand gegen die „Atmosphäre“ von heute gelebt werden. Natürlich gebe es Zölibatsverfehlungen und ungünstige psychische Auswirkungen, wo von falschen Voraussetzungen ausgegangen werde, aber es sollte doch nicht übersehen werden, „daß die Ehe vor ähnli-

chen Gefahren keineswegs immunisiert“.

### Wie kann die Seelsorge gesichert werden?

Es fällt auf, daß der Disput, jedenfalls soweit er sich in der Antwort von Kardinal Ratzinger widerspiegelt, sich vornehmlich auf die theologische und ekklesiologische Motivation der Ehelosigkeit des Priesters als Pflichtzölibat und auf die positiven bzw. negativen atmosphärischen Auswirkungen der Gesellschaft auf die zölibatäre Lebenserfahrung beschränkt.

In diesem Rahmen finden sich gewiß eine ganze Reihe von Argumenten, wo es für These und Gegenthese heute Gründe gibt. Zum Beispiel wird es nicht schwerfallen, die Skepsis des Kardinals hinsichtlich des frei gewählten Zölibats zu teilen; sicher kann niemand sagen, ob oder in welcher Breite sich der Zölibat auf freiwilliger Basis halten würde. Es könnte durchaus sein, daß wir es nach Jahrzehnten praktisch mit einem verheirateten Klerus zu tun hätten, ja daß die Aufhebung des Zölibats psychologisch sogar zu einem gewissen Heiratszwang beim Klerus führen könnte. Das Argument Egenters, wenn das einträfe, dann müßte er im Zölibat eine Verletzung der Menschenrechte sehen, ist nicht sehr überzeugend. Andererseits könnte man sich vorstellen, daß bei einem Teil des Klerus, der sich in seinem Weltpriesterdasein an gewisse Ordensspiritualitäten anlehnt, genügend Motivation für die freiwillige Übernahme der Ehelosigkeit bleiben könnte.

Man wird auch darüber streiten können, ob ein verheirateter Klerus insgesamt glaubwürdiger wirkte als ein zum Zölibat verpflichteter. Probleme und Überschreitungen wird es so und so geben. Die Ehe ist keine Rettung für priesterliche Glaubwürdigkeit; sie ist aber sicher auch nicht ihre Verderbnis. Das Wagnis, eine Ehe einzugehen und eine Ehe mit ihren Licht- und Schattenseiten in Solidarität mit dem größeren Teil verheirateten Gottesvolk zu leben, dürfte allerdings heute ein wenigstens ebenso glaubwürdiges Zeug-

nis vorbildhafter christlicher Existenz sein wie der freiwillige Verzicht auf Ehe oder eine mit der Wirklichkeit der priesterlichen Existenz nicht in Einklang zu bringende theologische bzw. eschatologische Überhöhung des Zölibats. Die *Gefahr der negativen Auslese* ist gerade bei Neigung zu theologisch-spiritueller Überformung der zölibatären Lebensform nicht von der Hand zu weisen.

Diese die persönliche Existenz des Priesters und seine gesellschaftliche atmosphärische Umgebung betreffenden Faktoren mag man so oder so wägen. Es bleibt aber das Hauptargument, daß die *Heilssorge der Kirche* Vorrang haben muß vor allen anderen Erwägungen, und mögen diese ein noch so hochgeschätztes Traditionsgut der Kirche betreffen. Trotz neuer Hoffnungen und einzelner Hinweise, die Berufungen zum geistlichen Stand könnten wieder steigen, spricht nichts dafür, daß die kirchlichen Grunddienste im seelsorglichen und gottesdienstlichen Bereich durch die Zahl der verfügbaren Priester in naher und ferner Zukunft ausgefüllt werden können. Sie können es ohne vielfältige Supplenz durch Laien bereits heute nicht mehr. Auch wenn man die Sorge Egenters hinsichtlich der Aushöhlung des Priesterbildes und des Priesterbegriffs durch Übernahme von zum Amt gehörenden Funktionen durch Laien nicht in allem teilen mag, so wird die jetzige kirchliche Praxis, bei allem Bemühen um Rollenauffüllung und Statusumschreibung weder den Geistlichen noch den Laien im kirchlichen Dienst gerecht. Das sieht man schon an der Akribie, mit der die Bischöfe in ihrer letzten diesbezüglichen Verlautbarung auf der Frühjahrsvollversammlung 1977 den Aufgabenbereich der im kirchlichen Dienst stehenden sog. Lientheologen, der doch im Grund ein seelsorglicher ist, dem Weltdienst zuzuschreiben versucht haben (vgl. HK, April 1977, 169f; Juni 1977, 306ff). Dies alles wird auf die Dauer nicht gut gehen, ohne unglaubwürdig zu werden.

Man müßte vielleicht in diesem Zusammenhang auch einen Aspekt beachten, der öffentlich nur selten ange-

sprochen wird, nämlich die Schwierigkeit einer hinreichenden Identifikation mit der Kirche in den verschiedenen Rängen kirchlicher Dienste. Der Laie, der sich im kirchlichen Dienst befindet, aber dennoch möglichst an dessen Rand verwiesen wird, wird noch größere Schwierigkeiten haben, sich mit der Kirche als *Ecclesia* und als Dienstgeber zu identifizieren und in seinem beruflichen und persönlichen Tun sich so zu verhalten, wie es von der Kirche erwartet wird, als er sie ohnehin hat. Eine *Öffnung der Zugänge zum Priestertum* in der Weise, daß man ohne

Rücksicht auf die Auswirkung auf den Pflichtzölibat Menschen, die sich im kirchlichen Dienst menschlich und beruflich (seelsorglich) bewährt haben, zur Ordination zuläßt, könnte ein breiteres Geflecht von mit der Kirche und ihrem Dienst sich voll identifizierenden Personen schaffen, auf die die Kirche vor allem in ihren Grunddiensten auf keinen Fall verzichten kann. Wenigstens unter diesem Aspekt erscheint eine *relecture* früherer Zölibatsdiskussionen in einem jetzt ruhigeren und daher ersprießlicheren Klima unausweichlich. D.S.

## Orden und Kirche in der Schweiz

Der Beschluß der Pastorkommission der Vereinigung der Höheren Ordensoberen der Schweiz (VOS), mit den eben veröffentlichten Bändchen 1, 10 und 11 die Reihe „*Orden in Diskussion*“ mindestens vorläufig abzuschließen, markiert eine Tendenzwende in der Selbstbefragung der männlichen Orden und ordensähnlichen Gemeinschaften nach ihrem Selbstverständnis und nach ihrem Verhältnis zur Ortskirche. Es sollen weniger die sozialwissenschaftlich erhobenen und ausgewerteten Daten zur Lage der Orden in der Schweiz zum Ausgangspunkt der Selbstbefragung gemacht werden, als vielmehr Fragen der konkreten Tätigkeit sowie theologische und spirituelle Anstöße.

### Ordensmänner antworten

Daß diese Daten überhaupt vorliegen, geht auf die Absicht der Pastorkommission der VOS zurück, die Frage der Integration der geistlichen Gemeinschaften in die Gesamtseelsorge zu studieren, und auf den Beschluß der Generalversammlung der VOS von 1959, eine Erhebung „über die apostolischen Kräfte der Orden in der Schweiz“ durchzuführen.

Damit wollte man abklären, wie die Orden mithelfen könnten, dem wachsenden Mangel an Seelsorgern zu begegnen. Denn zu dieser Zeit erfreuten sich die Orden stetig steigender Mit-

gliederzahlen, während der Bestand der Weltpriester bei zunehmender Bevölkerung seit 1950 praktisch unverändert geblieben war. Nur wenige Jahre später mußte die ernüchternde Feststellung gemacht werden, daß die Bestände auch der Orden rückläufig wurden: im Jahre 1965 wurde die höchste Mitgliederzahl erreicht, und seit da ist sie bis heute stetig abnehmend, wobei vom Altersaufbau her eine Tendenzwende unwahrscheinlich erscheint.

Ging es ursprünglich darum, das „Potential der apostolischen Kräfte der Orden“ kennenzulernen, um es gezielter einsetzen zu können, so veränderte sich nun die Fragestellung, wobei die Zusammenarbeit der Orden und Bistümer als Anliegen unverändert blieb: „Sind die Orden in eine Funktions- und Identitätskrise geraten? Wie wird diese Krise von den Ordensmännern erlebt und gedeutet? Welches ist nach Meinung der Ordensmänner Sinn und Auftrag der Orden in Kirche und Gesellschaft heute? Welches Denkklima prägt das Leben in den Gemeinschaften?“

Durchgeführt wurde die Ordensbefragung in den Jahren 1970 bis 1972 unter der fachlichen Leitung des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts (SPI) in St. Gallen in drei Schritten: demographische Erhebung der Ordensmänner in der Schweiz, mündliche Befragung der Ordensoberen und schriftliche Befra-

gung aller Ordensmänner. Eine erste Auswertung der Ordensleitungsbefragung mit einer linearen Auszählung wurde bereits 1972 veröffentlicht (SPI-Arbeitsbericht Nr. 10), und die Ergebnisse der Ordensmännerbefragung sind zusammengefaßt sowohl in linearer Auszählung (SPI-Arbeitsbericht Nr. 20) wie auch in Korrelationen (SPI-Arbeitsbericht Nr. 25).

In den folgenden Jahren wurden einzelne Themen und Ergebnisse der Befragung auf Generalversammlungen der VOS, auf Sitzungen der Pastorkommission der VOS sowie bei Seminarwochen für Ordensleute eingehender besprochen. Vor allem aber wurde versucht, durch die Reihe „*Orden in Diskussion*“, in der von 1974 bis 1977 insgesamt 11 Hefte erscheinen konnten, mit möglichst vielen Ordensmännern und an Ordensfragen Interessierten ins Gespräch zu kommen, wobei auch Hefte hätten erscheinen können, die ohne Bezug auf die Befragungen neue Materialien und Anstöße zu Fragen des Ordenslebens vermittelt hätten. Denn die Reihe hatte erklärterweise nicht nur die Absicht, die Befragungsergebnisse zu kommentieren, sondern auch ein ordenspolitisches Ziel, nämlich Anstöße zu einer mutig aufgegriffenen und entschieden durchgehaltenen Reform zu geben. Im Beschluß, die Reihe vorläufig abzuschließen, kommt deshalb auch eine abwartende, weil ernüchterte Haltung zum Ausdruck. Bezeichnenderweise befaßte sich auch die diesjährige Seminarwoche (10. bis 14. Oktober) nicht mehr mit der Befragung, von der doch noch so vieles zu lernen wäre, sondern mit dem Buch „*Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge*“ (Freiburg 1977) von Johann Baptist Metz, weil vermutlich die lernwilligen Ordensleute eine theologische Auseinandersetzung der Beschäftigung mit sozialwissenschaftlich gewonnenen Erkenntnissen vorziehen.

### Lernwillige Ordensmänner?

Die Ordensbefragung wurde durchgeführt, weil man von den Ergebnissen etwas lernen wollte. Echte Lernbereit-